

Locarno – Die schrittweise Zerstörung einer Stadt

veröffentlicht am 15.08.2000 in „Schweizerische Technische Zeitschrift“

Eine der unzweifelhaft schönsten Städte des Tessin –Locarno– befindet sich im Aufbruch ins 21. Jahrhundert. Zur Einordnung der hierzu unternommenen und in Planung befindlichen Aktivitäten stadträumlicher und architektonischer Art ist sicher ein intensives Studium der wechselvollen und komplexen Geschichte des Landstriches Tessin unerlässlich.

Diese Darstellung ist im Rahmen eines solchen Beitrages sicher nicht annähernd und schon gar nicht hinreichend zu leisten, insofern müssen die Grundzüge und Eckdaten der historischen Entwicklung als bekannt unterstellt werden.

Als gesicherte Annahme darf jedoch gelten, dass die Region südlich der Alpen über Jahrhunderte als eher armes Gebiet gehandelt wurde, das allenfalls peripher durch die grosse Nord-Süd Achse verkehrstechnisch tangiert wurde. Die Entwicklungen gesellschaftspolitischer wie künstlerisch-planerischer Art vollzogen sich in den jeweiligen urbanen Zentren und deren weiträumigem Umfeld.

Merkwürdigerweise lieferte aber schon in jenen Epochen ab dem 18. Jahrhundert das Tessin die geistige Basis und wichtige Impulse für baulich-planerische Entwicklungen im alten Europa. Aristokraten von St. Petersburg bis nach Italien bedienten sich der herausragenden entwerferischen Qualitäten der Tessiner Planer, die seinerzeit noch Baumeister hiessen und auf Anforderung Baukunst per excellence lieferten (Bartholomeo Rastrelli u.a.).

Als Siedlungsraum im grossräumigen Masstab wurde das Tessin erst in diesen Jahrhundert „entdeckt“. Damit begann zugleich einer zügellose Zerstörung der grandiosen Landschaft von ungeheurem Ausmass, die bedauerlicherweise –in abgemildeter Form– bis heute unvermindert anhält.

Die ersten „Zugereisten“, vornehmlich Intellektuelle in Künstler- und Kulturkolonien (Monte Verità) benutzten das Terrain noch als Spielwiese auf der Suche nach neuen Lebensformen. Sie arrangierten sich mit den vorhandenen Gegebenheiten, allenfalls frönten sie dem verklärenden Tessiner Heimatstil. Im Marschgepäck dürfen Einflüsse der Kunst und Architektur der Avantgarde der frühen 20-er Jahre aus Holland (De Stijl) und Deutschland (Bauhaus) vermutet werden; zum Ausbruch kamen diese jedoch zunächst nicht.

Wohl wegen der milden klimatischen Bedingungen wird das Tessin in den Folgejahren zunehmend von „Emigranten“ aus Ländern vornehmlich nördlich der Alpen bevölkert.

Diese bringen nicht nur das Geld mit, sondern importieren gleichzeitig auch Architekturstile (u.a. deutsch-schweizerischer Heimatstil), die ge-paart mit diffusen mediterranen Vorstellungswelten eine Mixtur ergeben, die einer weiteren Erörterung nicht wert ist, gleichwohl aber noch heute flächendeckend zu bewundern ist. Es herrschte in den dreissiger und vierziger Jahren der „Dreifrontenkrieg“, so gibt es der Altmeister und Protagonist des Aufbruchs zu neuen Ufern, Alberto Camenzind, 1975 zu Protokoll.

Italienische Einflüsse (die sog. „Italianità“) mit enger Anbindung an die Architektur des Faschismus, Tessiner Heimatstil mit Wurzeln im deutsch-Nationalen und die sog. deutsch-schweizerische „Vertrauensarchitektur“ stehen sich unversöhnlich gegenüber.

Von Rückgriffen auf örtlich gewachsene Strukturen, vom Umgang mit historischem Kontext weit und breit keine Spur. Die Erkenntnis: „.....dass die intelligente Auseinandersetzung mit dem Formmaterial der Architekturgeschichte -auch der unmittelbaren Vergangenheit- der Originalität eines Bauwerkes in keiner Weise Abbruch tut, dass vielmehr Originalität im wissenden und begabten Umgang mit geschichtlichem Material begründet ist.“ (Heinz Rommer, Zur Lage der Architektur im Tessin, Ausstellungskatalog ETH, Zürich 1975) hat sich noch nicht durchgesetzt.

C. und R. Tami, E. + A. Cavadini, T.Carloni und Alberto Camenzind -um nur einige zu nennen- begeben sich auf den schwierigen Weg eines Neuanfangs, sicher unter dem Einfluss der klassischen Moderne und der „Züricher Schule“, aber mit dem festen Willen, das Vermächtnis Ihrer Herkunft und die Verwurzelung im Tessin zum Tragen zu bringen.

Der endgültige Durchbruch erfolgt Mitte der 70-er Jahre. Eine Gruppe junger Architekten -mit durchaus unterschiedlichen Entwurfsansätzen- aber getragen von einem gemeinsamen Konzept, findet weltweit Beachtung. Es ist die -im besten Sinne des Wortes- Rigorosität, die sich in manifestartigen Äusserungen Bahn bricht und die Gruppe um Mario Botta, Luigi Snozzi, Aurelio Galfetti, Livio Vacchini, Mario Campi, Flora Ruchat u.a. in der „Tendenza“ eint.

Eine Ausstellung unter dem Titel: „Tendenzen – Neuere Architektur im Tessin“ (Martin Steinemann und Thomas Proga) vergegenwärtigt in einem blauen Ausstellungskatalog (ETH Zürich, 1975) das eigentlich gar nicht so neue, aber in einer unerbittlichen Konsequenz umgesetzte Gedankengut.

Das „blaue Buch“ wird zur Bibel und zum absoluten „must“; das Tessin zum Wallfahrtsort nicht nur der jungen Architektengeneration. Und das sehr zu Recht.

Die Abwendung von der sterilen „Kisten-Architektur“ der 60- und 70-er Jahre – besonders von der aus Deutschland – ist in vollem Gange. Das, was gerne unter dem Etikett der durch Kriegswirren unterbrochen Bauhaus-Tradition „verkauft“ wird, entpuppt sich als Pervertierung der klassischen Moderne.

Im Tessin entdeckt eine ganze Generation von Studenten und jungen Architekten die nahtlose und folgerichtige Fortsetzung der Ideenwelt der 20-er Jahre in einer spielerischen Verknüpfung mit den geschichtlich gewachsenen Zeugnissen einer Region. In abgelegenen Bergdörfern (Corippo – Valle Verzasca) studiert man an den unscheinbaren Häusern anonymer Baumeister die logischen Grundprinzipien des Bauens in konstruktiver wie formaler Hinsicht.

In den Werken eines Mario Botta (Häuser in Cadenazzo, Riva San Vitale u.a.), Aurelio Galfetti (Haus Rotalinti, Bellinzona) und Luigi Snozzi (Haus Bianchetti, Locarno Monti) entdeckt man diese Prinzipien in transformierter Form, gleichwohl mit inniger Verbindung zur Umgebung wieder. Orte, wo Tradition und Moderne sich in wechselseitiger Bedingtheit begegnen und ergänzen.

Dies freilich nicht in einer schnöden Huldigung des Zeitgeistes, sondern in der zielgerichteten Umsetzung einer neuen Sicht auf Stadt und Landschaft, die „protektionistische Ansichten wie sogenannte Tarn- und Anpassungstheorien“ (L.Snozzi, Entwurfsmotivationen, 1975) ablehnt.

Weiter führt er aus: „Es handelt sich zum Beispiel nicht darum, einen Bau in die Landschaft einzufügen, sondern es geht darum, eine neue Landschaft zu bauen; es handelt sich nicht darum, sich in die geschichtliche Stadt einzufügen und sich ihr anzupassen. Es geht darum, die geschichtliche Stadt in die Raumorganisation einzuschliessen, d.h. in die neue Stadt.“

Verfolgt man die städtebaulich-architektonischen Entwicklungen der letzten Jahre in Locarno, so muss die Frage erlaubt sein, wo all diese Theorien geblieben sind. Ist das, was derzeit in dieser Stadt geschieht, der ich seit Jahrzehnten sehr verbunden bin, der Idealtypus der neuen Stadt?

Es muss nicht weiter diskutiert werden, dass sich die Entwicklung der Stadt prozesshaft –unter sich ständig wandelnden Einflussfaktoren– vollzieht und wir nolens volens unsere Sicht auf das Bild der Stadt einer behutsamen Korrektur unterziehen müssen.

In Locarno, einer kleinstädtischen Agglomeration von gerade einmal 20.000 Einwohnern, so scheint mir, ist in vielen Belangen der Masstab, das Augenmass verloren gegangen.

Es ist eine Unzahl von planerischen Missgriffen, die –kulturellen Terrorakten gleich– in den letzten Jahren über dieser Stadt niedergegangen sind. Tote sind dabei nicht zu beklagen, aber „Architektur-Leichen“ säumen in grosser Zahl den Weg.

Kaum hatte der Locarneser Architekt Vittorio Pedrocchi, ein fachkundiger Kollege auch im Umgang mit alter Bausubstanz (s. Casa Rusca, Piazza San Antonio-zusammen mit E.+P. Moro) den Kursaal einer respektvollen Sanierung unterzogen, wurde die Frontseite des Bauwerks mit einer merkwürdigen Stahl-/Glas Containerorgie verunstaltet. Seit 1995 darf dies die raumbildende Fassade (quadratisch-praktisch-gut!) für die Verlängerung des Piazza Grande an der Largo Zorzi sein. High-Tech in Locarno?

Das Vorfeld zieren Parkhausausgänge in edelster Materialausführung aus der Trickkiste des Postmodernismus. Auch wenn man vielleicht nicht alles in Sichtbeton bauen sollte, da hatte das bevorzugte Material der „jungen Wilden“ aus den 70-er Jahren noch eine andere Kraft.

Edel auch das Gewand, oder sollte man sagen die Ver-Kleidung des Postamtes von Livio Vacchini einige wenige Schritte weiter am Piazza Grande. Der Bau, der das alte Postamt der Stadt ersetzt, fügt sich qua Kubatur sehr wohl in das Stadtgefüge, zitiert aber eine architektonische Sprache, die aus einer anderen Welt zu stammen scheint. Esperanto in Locarno?

Als einer der wenigen der Vordenker ist Luigi Snozzi wie der Schuster bei seinen Leisten geblieben. Er, der beim Entwerfen und Unterrichten jede „konsumistische, utilitaristische und effizientistische Sicht der gegenwärtigen Gesellschaft ablehnt“ (Snozzi, 1975), das war wohl eine andere Weltordnung, exerziert in kleinerem Masstab in Monte Carasso, nahe Locarno, in einem langjährigen Prozess, der sich eher unauffällig, dafür aber um so meisterhafter vollzieht, wie sich Neuinterpretationen von städtebaulichen Zusammenhängen –ohne Aufgabe der Ideale von einstellungsbewerkstelligen lassen. Unspektakulär aber hoch wirksam.

Das Tor der Stadt, wenn man sich ihr dieser Tage von Ascona aus nähert, ist neuerdings ein nach oben hin offener Tunnel, eine neue Variante der Schweizer Ingenieurbaukunst. Die nahezu 400 Meter lange Stützwand von Aurelio Galfetti, gepaart mit einer Lärmschutzwand vis à vis und der vierspurigen Autostrada dazwischen, steht damit nahtlos in der Tradition von Verkehrsbauten in der Schweiz,

die in den letzten Jahren –rigoroser denn je– auch das letzte Fleckchen Erde bis ins entlegenste Tal zubetoniert haben. Alles getreu dem Motto: Der Kunde ist König. Ist in Locarno noch niemandem aufgefallen, dass der Kunde dieses Komfortangebot zum Preis einer gigantischen Umweltzerstörung gar nicht mehr will?

Grandioser Endpunkt, der jeden Respekt vor der Stadtstruktur regierenden Verkehrs-anlage, ist eine „mega-rotonda“ von 118 Metern Innendurchmesser, die selbst einer Stadt wie New York zur Ehre gereichen würde. Hyper-Metropole Locarno?

Da müssen doch in einem üblicherweise demokratisch kontrollierten Planungs-procedere sämtliche Sicherungen durchgebrannt sein. Wer verantwortet solcher Art Handeln in Locarno? Wer erteilt hierfür Baugenehmigungen? Wo sind die Kollegen, die dieses Treiben kommentieren?

Schon üben sich Studenten der Architekturfakultät des Politecnico in Mailand an der würdigen „Platzgestaltung“ des Ortes, an dem eine Stadt den Ankommenden üblicherweise willkommen heisst.

(Nachzulesen in Locarno e valli 1 – La Regione Ticino, 20. Dezember 1996).

Begründung haben sie dabei freilich nur sekundär im Sinn. Ein „Centro congressuale-commerciale“ in wuchtiger Dimension mit allen Folgeeinrichtungen muss es schon sein.

Eine Città Vecchia hat gegen diesen Aberwitz keine Chance mehr; sie verkommt zur Beigabe nach Disneyland Art. Ein Castello Visconti in unmittelbarer Nachbarschaft wird auf die Grösse eines Bausteinchens aus dem Lego-Baukasten degradiert.

Was zunächst noch wie eine ungelente Fingerübung angehender Jungakademiker daherkommt, wird in Locarno von erfahreneren Kollegen unerbittlich in die Tat umgesetzt, daran besteht kein Zweifel, wenn sich nicht noch ein paar mutige Querdenker finden, die diesen Grössenwahn und Gigantismus per Notbremse stoppen, um nach verträglichen Alternativen für dieses geschundene Stadtquartier Ausschau zu halten.

Wie wär's mit einem Wettbewerb unter Beteiligung der jungen Architekten im Tessin? Das wäre doch ein guter Schritt, die –wohl in Teilen– berechtigte Kritik des Nachwuchses gegen das Monopol „delle grandi firme“ (Il mattino della domenica, 22. Februar 1998) in würdige Architekturbeiträge– analog denen der 70-er Jahre– umzusetzen. Gute junge Architekten gibt es im Tessin zuhauf. Vielleicht zünden Sie ja mal wieder ein Feuer der Ideen. Gerade die Lehrer (Snozzi, Galfetti, u.a.) haben diesbezüglich eine besondere Verantwortung gegenüber ihren Schülern, so wollen es praktizierte und unbezweifelte Traditionen.

Der letzte Akt im Schauspiel um die Tessiner Baukunst wurde am 16. April 1997 mit einem Artikel „La montagna s'illumina“ (La Regione Ticino) zum Bau zweier Seilbahnstationen (Talstation in Orselina, Bergstation in Cardada) dem erstaunten Publikum zur Kenntnis gegeben.

Der inzwischen zu Weltruhm avancierte Mario Botta, der dies wohl eher seinem Frühwerk verdanken dürfte, will ein -in jeder Hinsicht- leuchtendes Zeichen am Berg hoch über der Stadt setzen. Leuchttürme haben an der Küste ihre Bewandnis, wo sie Seefahrern den Weg nach Hause weisen. In Orselina dürfte dieses städtebauliche Signal eher das Licht des Locarneser Wahrzeichens „Madonna del Sasso“ zum Erlöschen bringen; und das nicht nur bei Nacht. Dass dabei -en passant- noch ein anerkanntermassen schützenswertes Werk der Architekten Peppo Brivio und René Pedrazzini aus dem Jahre 1952 das Feld räumen muss, mag auch nach längerem Überlegen nicht mehr „einleuchten“.

Dem Meister und den in der Stadt Verantwortlichen sollte dieses Ansinnen noch einmal eine Überlegung Wert sein. Oder wäre es etwa gleichgültig, wenn wir in vierzig Jahren die Zeugnisse der „Tendenza“ -Architekturwerke von hohem Rang, die bereits jetzt ihren Platz in den Geschichtsbüchern der Architekturgeschichte haben- dem Erdboden gleichmachen? Vandalismus in Locarno?

Auch auf die Gefahr hin, der rückwärts gewandten Sicht auf die Dinge bezichtigt zu werden, -konstruierte Missverständnisse haben dieser Tage Hochkonjunktur- fallen mir zu all dem die Ausführungen eines der ganz grossen Architekten ein.

Adolf Loos, einer der massgeblichen Wegbereiter der Modernen, hat in seinem Buch „Trotzdem“ (1931) einen seiner Artikel aus dem Jahre (1913!) publiziert: „Regeln für den, der in den Bergen baut.“ Darin fallen zwei Statements ins Auge:

„Baue nicht malerisch. Überlasse solche Wirkung den Mauern, den Bergen und der Sonne. Der Mensch, der sich malerisch kleidet, ist nicht malerisch, sondern ein Hanswurst. Der Bauer kleidet sich nicht malerisch. Aber er ist es.“

Und weiter:

„Fürchte nicht, unmodern gescholten zu werden. Veränderungen der alten Bauweise sind nur dann erlaubt, wenn sie eine Verbesserung bedeuten, sonst aber bleibe beim Alten. Denn die Wahrheit, und sei sie hunderte von Jahren alt, hat mit uns mehr inneren Zusammenhang als die Lüge, die neben uns schreitet“.

Besser kann man es beileibe nicht mehr sagen.

Locarno, Stadt in den Bergen -quo vadis?

Prof. Jörg Kühn

Brandenburgische Technische Universität Cottbus

23. März 1998